In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 82. Posen, den 8. April 1928. 2. Jahrg

Heilandswort.

Ich trat in ein Haus,
da gingen viel Sünder ein und aus,
aber auf einer grauen Wand
und mit leuchtenden Lettern stand:
Nur selig!

Ich sah eine Menschengestalt,
mit Leidenszügen mannigfalt,
aber im Gruß der blassen Hand
und im Lichte der Augen stand:
Nur selig!

Ich ging bald fort,
durch einen trüben, armseligen Ort,
aber über dem ganzen Land
und mit leuchtenden Lettern stand:
Nur selig!

Richard Dehmel.

Die Jagd nach der Braut.

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

Von Alfred Schirokauer.

10. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Ja — ja doch! Ich kann doch nicht fliegen. Das heißt, ich kann natürlich doch fliegen. Habe sogar mal einen Höhenrekord aufgestellt. Vielleicht bekommen Sie davon auch noch eine kleine Probe."

Mit dieser erfreulichen Verheißung sprang sie elastisch in das Auto.

„Und mein Rolls-Royce?" fragte sie.

„Den führe ich," bestimmte Hoot.

„Ah, dann wird der junge hübsche Herr dort mein Begleiter. Ist mir auch viel angenehmer, als wenn ich mit Ihnen fahren müßte, Sie Berufsfatzke. Kommen Sie."

Sie winkte Robert zu und rückte einladend beiseite

Flugs wollte Bob der Lockung folgen. Doch Hoot hielt ihn zurück.

„Geben Sie gut auf sie acht," mahnte er.

Brook nickte leichtfertig und tat einen Schritt zum Wagen. Es zog ihn mit tausend Armen an die Seite dieses betörenden Wesens. Doch Hoot packte ihn am Arm.

„Ich folge hinterdrein. Entkommen kann sie nicht. Wir fahren zu Ihnen. Ich will sie noch nicht ins Gefängnis einliefern, um die Sache solange wie irgend möglich geheim zu halten, in Ihrem und Ihrer Braut Interesse. Zu Hause will ich sie mit allen Schikanen vernehmen — ich trau' mir darin manches zu. — Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich dem Frauenzimmer nicht einige wichtige Anhaltspunkte entlocke."

Bobby nickte zerstreut. Ihm machte nur Eindruck, daß vorläufig das Mädchen vor dem Gefängnis verschont bleiben, daß es zunächst in sein Haus kommen sollte. Gutes Mutes sprang er ins Auto und setzte sich neben sie.

Bill trat an den Wagen. „Wenn Sie versprechen, keinen Fluchtversuch zu machen, werde ich Sie nicht fesseln," sagte er großmütig.

„Ich verspreche alles und halte nichts," erwiderte sie.

Hoot zog die Handschellen hervor.

„Ich bürge für sie!" fiel Bobby hastig ein.

Widerstrebend barg Bill die Fesseln in der Hosentasche und ging zu dem Rolls-Royce.

„Nach Hause," befahl Brook.

Wieder ging es südwärts, diesmal in ortsüblichem Tempo.

Plötzlich rückte sie ganz dicht an ihn heran. Ganz dicht. Berührte ihn. Dabei blickte sie unschuldig zur Seite, als merke sie nichts. Denn sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihn zu ihren Gunsten zu behexen. Keineswegs war es ihrer Schlauheit entgangen, daß dieser junge Mann sich lichterloh in sie verliebt hatte. Das war selbst für eine mittlere Intelligenz unschwer zu bemerken. Und Ellinor Mall war, weiß Gott, keine Durchschnittsbegabung.

Ja, Robert Brook war — wenn er selbst es sich auch nicht eingestand und nicht gut eingestehen konnte — lichterloh verliebt in die Komplizin der Entführer seiner Braut. Ein tragisches und erschütterndes Los.

Er empfand den leisen Druck ihres Körpers an seiner Seite und erzitterte. Denn zum ersten Male in seinem Leben durchbebten ihn Elektrizitäten, Ausstrahlungen, — Leidenschaft.

Er war fassungslos unglücklich, benommen, unseli

und trunken selig. Verworren geisterte der Gedanke durch sein Leid und Freude umschattetes Hirn, daß er gestern — gestern erst — lange — lange schon schien es ihm her — in diesem selben Auto, auf diesen selben Polstern neben Florence gesessen, sie neben sich gefühlt, und nicht um ein Pochen hatte sein Puls sich beeilt. Und jetzt? Und heute? Wenn sie mit der Bewegung des Wagens leise federte und ihn streifte, stieg ihm die Glut purpurn in die Stirn. Er fühlte die Halsader Sturm trommeln gegen seinen Kragen. Und wußte, er müßte von ihr abrücken — er verriet mit dieser Duldung seine Braut, seine arme, entführte, unbekannte Martern leidende Braut!

Doch ihm fehlte die Kraft, sich herauszureißen aus dieser betörenden Verführung, sich diesem wohligen Taumel seiner Sinne zu entwinden. Natürlich wollte dieses Weib ihn nur mit erheuchelter Verliebtheit bestechen, ihn gewinnen, ihn zum gefügigen Werkzeug ihrer Rettung machen. Das erriet er, das wußte er. Ihrer Rettung, während es sich um nichts handelte, handeln durfte als um Florence Ronalds Rettung. Nein, er mußte von ihr abrücken, brüsk, brutal, ihr, jedes Mißverstehen ausschließend, kund tun, daß er für solch niedriges Spiel, solche unwürdige Intrige nicht zu haben war! Nun und nimmer. Und dennoch beantwortete er das Werben ihres Körpers mit willenlosem Gegendrucke. Er hatte die Herrschaft über sich verloren. Es war unausdenkbar grauenvoll. Heute, gerade heute, bei diesem Mädchen ward er mit alledem begnadet, das ihm bisher niemals beschieden war. In ihm erwachte eine unendliche Zärtlichkeit, die beschützen, eine mitleidsvolle Güte, die beschirmen wollte. Er fühlte das Fluidum des Weibes, das ihn berückte. Ihr Duft, ihre Wärme, ihre Schönheit drangen aufreizend ein auf seine Sinne. Alles das, was er sich inbrünstig als Göttergabe ersehnt hatte, wird ihm heute beschert von diesem Mädchen.

Denn sein törichter Glaube war ja Trug gewesen. Er war nicht entrechtet. Ihm war das Höchste und Heiligste des Lebens nicht versagt. Er sollte nicht liebeleer durch dieses Dasein schreiten. Das mußte ihn dieses verworfene Geschöpf lehren! Gestern hatte er gemeint, er wäre eine tragische Figur des Weltgeschehens. Vermessenheit! Wahn! Heute erst war er die tragischste Gestalt aller Zeiten geworden.

Herr im Himmel, es hatte keinen Zweck, sich gegen die Erkenntnis zu wehren, daß er — diese Verbrecherin — ausgerechnet, diese Verbrecherin unter den Millionen von Mädchen, liebte! Es war nicht auszudenken. Es durfte nicht ausgedacht werden.

Plötzlich hieb der Gedanke auf ihn ein, daß er sich dann doch unter völlig falschen Voraussetzungen mit Florence verlobt hatte. Er hatte seine schweren Bedenken über Bord geworfen, nur weil er meinte, jede tiefe seelische Neigung sei ihm vom Schicksal vorenthalten, er könne deshalb Florence ebensogut nehmen wie irgendeine andere oder keine. Das war ein voreiliger Trugschluß gewesen. Er konnte lieben! Er kämpfte mit sich wie ein Berserker, dieses Mädel da neben sich nicht einfach in die Arme zu reißen und an ihrem Munde zu vergehen! Ein Irrgarten des Geschickes.

Also eine Verlobung unter falschen Voraussetzungen. — Er hatte noch nicht mit Florence gesprochen — Gott, wie das süße Wesen sich an ihn schmiegte! — Er sah runde blutrote Kreise vor seinen Augen tanzen. — Er hatte doch nicht mit Florence gesprochen — nur mit dem Vater.

Heftig wies er diese abgefeimte Hinterlist von sich. Wie dieses Weib ihn da schon vergiftete mit ihrer verbrecherischen Atmosphäre! Nein, Robert Brook war kein meineidiger Schuft! Robert Brook brach nicht ein gegebenes Wort. Robert Brook stand zu seiner Mannesehre. Treu und unerschütterlich. An seiner Verlobung war nicht zu deuteln noch zu rütteln. Er hatte dem Vater sein Wort gegeben. Daran hielt er fest. Mochte kommen, was wollte. Mochte geschehen was immer. Mochte sein ganzes Leben verpfuscht sein. Ein Zurück gab es nicht mehr. Von der Million ganz zu schweigen.

Aber er rückte trotz dieser lobenswerten Entschlossenheit nicht ab von der verführerischen Liebkosung dieses weichen aufpeitschenden Mädchenkörpers.

Da packte ihn ein verzweifelter Lebensüberdruß. Ah, jetzt gegen einen Baum fahren! Arm in Arm mit ihr sterben, bei ihr, mit ihr. Dann hatte alle Qual ein Ende. Nein, sie durfte dabei nicht zu Grunde gehen. Sie nicht. Ja nicht! Nicht ein Härchen ihres geliebten Hauptes sollte ihr gekrümmt werden! Nur er wollte sterben. In ihren Armen. Und im Verscheiden wollte er ihr bekennen, daß er sie geliebt — sie und nur sie allein.

Da riß ihre Silberglockenstimme ihn aus der selbstmörderischen Schwärmerei.

„Sie sind nicht übermäßig unterhaltend, Herr — wie hießen Sie doch?"

Er fuhr empor.

„Verzeihung. Was sagten Sie?"

„Schwerhörig sind Sie auch? Sagen Sie mal, Ihre Braut scheint mir reichlich genügsam. Dabei ist sie ein so schönes Mädchen."

„Ja, ja," bestätigte er ohne Verve. Es war ihm gar nicht lieb, von seiner Braut zu sprechen. Es gibt doch andere Unterhaltungsgebiete in Hülle und Fülle.

Aber aus diesem Uebermaß der Themen fiel ihm zurzeit nicht das bescheidenste ein. Er, der Löwe der Neuyorker Salons, er, der unterhaltendste Schwerenöter der oberen Fünftausend, fand nicht den armseligsten Gesprächsstoff neben diesem Mädchen aus den tiefsten Abgründen der menschlichen Gesellschaft.

„Wollen Sie nicht oder können Sie nicht?" fragte sie spitz.

„Was?" stieß er wirr hervor.

„Eine junge Dame unterhalten. Ich finde es ziemlich langweilig, hier wie ein Trappist neben Ihnen zu sitzen und dabei zu schweigen. Ein wenig sollte ein gebildeter Mann doch die Form wahren. Oder sind Sie nicht gebildet?"

Bob warf einen scheuen Blick auf den Rücken des Chauffeurs. Warum eigentlich scheu? Der konnte doch nicht sehen, wie fest sie ihr Bein gegen seine Beinkleider schmiegte. Und stammelte:

„Ich habe es bisher immer gehofft."

„Lieben Sie Malerei?" fragte sie unverhofft.

„Sehr!" rief er, froh, ein Feld für Worte gefunden zu haben und vergaß ganz, was er gestern der armen Florence vorgelogen hatte.

„Wenn Sie jetzt in unser Haus kommen, werden Sie das Schönste aus allen Zeiten finden. Mein Vater war ein begeisterter und vornehmer Sammler. Wir haben einen Rembrandt, einen Van Dyck, einen Bellini, einen Veronese, einen prachtvollen Goya, zwei Turner, einen—"

„Oh fein!" ereiferte sie sich ganz jungmädchenhaft, „ich male auch."

„Sie?!" Er sah sie betroffen an und zog noch immer sein Bein nicht fort.

„Ja," erwiderte sie bescheiden. „Aber vielleicht mit mehr Sehnsucht als Talent."

„Sie malen — Sie lieben die Kunst — und dabei?"

„Dabei — was?"

„Dabei sind Sie die Helfershelferin von gemeinen Räubern!"

„Ich male doch nur im Nebenberuf," belehrte sie. „Aber eigentlich steht die Musik mir am höchsten."

„Die Musik?!"

„Ja. Wissen Sie nicht, was das ist?"

„Doch — doch!"

„Aber Sie lieben sie anscheinend nicht?"

„Oh — sehr. Ich spiele selbst nicht ganz schlecht."

„Was?"

„Klavier."

(Fortsetzung folgt.)

Kurt Bock.

Schale des Heils.

Glühe, unendliche Schale,
geschenkt jedem bittenden Munde,
leuchte im Abendmahle,
du Trost der stündlichen Wunde!

Fern über flehenden Feuern
verströmet im ewigen Lichte
Inbrunst, uns zu erneuern
den Segen der tiefsten Gesichte.

Namenlos gütige Hände
vergießen dein heilsam Genesen,
Urquell du, blühe verschwende
das brüderlich gotteine Wesen!

*

(Mit besonderer Genehmigung des Verfassers dem Buche „Heimalei“, gesammelte Gedichte von Kurt Bock. Verlag Erich Kunter, Heilbronn a. N. entnommen.)

Der Veilchenstrauß.

Novelle von J. Lange.

Sie beugte sich über einen Veilchenstrauß und sog den feuchten, kühlen Duft von Erde, Waldboden und Frühling in sich ein.

Eine Stunde später kam ihr Mann nach Hause, und nach dem programmäßig verlaufenen Mittagessen tranken sie den Kaffee im Wohnzimmer. Sie hielt ihre Tasse in der Hand, stumm, mit in die Ferne gerichteten Augen, während er in seiner Unfehlbarkeit die Abendzeitung las.

Da er zu einem gewissen Zeitpunkt immer irgendeine kritisierende Bemerkung machen mußte, mitten in der Lektüre, senkte er auch an diesem Abend plötzlich die Zeitung und schnupperte mit seiner schmalen, etwas scharfen Nase ein wenig in der Luft herum.

„Mir scheint, es riecht nach Veilchen“ ...? Flüchtig und kühl streiften seine Augen das Gesicht seiner Frau, da diese aber scheinbar keine Miene dazu machte, ihm irgendeine Erklärung zu geben, senkte er die Zeitung noch tiefer und ließ seinen grauen, suchenden Blick langsam durchs Zimmer gleiten.

„Der Veilchenstrauß?“ sagte er mit leicht fragendem Tonfall. „Woher kommt der Veilchenstrauß?“

„Ich habe ihn erhalten!“ erwiderte Fanny etwas hastig und scharf.

„Von wem, wenn man fragen darf?“

„Von jemandem, den du nicht kennst!“ Diese Antwort entfuhr ihr, ohne ihren Willen. Sie erschrak selbst darüber. Nun war es aber gesagt. Mit einer gewissen heimlichen Freude beobachtete sie die Wirkung ihrer Worte. Diese blieb auch nicht aus. Auf den Backen ihres Mannes erschienen plötzlich zwei kleine rote Flecke und es zuckte um seine Mundwinkel. Ein schwacher, flüchtiger, aber gefährlicher Funke glimmte in seinen Augen. Das war alles. Dann kam der Knall — ein kleines, scharfes Knistern mit der Zeitung, worauf neues Schweigen eintrat, etwas schwer, etwas drohend, wie nach einem kurzen, flüchtigen Gewitter an einem Sommerabend. — Und — fast konnte man glauben, daß nichts — aber auch gar nicht geschehen sei.

*

Dieses scheinbare Nichts, war doch nicht so klein und unwesentlich — es wuchs und wurde zu einer aufrüherischen Kraft, einer Revolution — zu einer neuen Epoche in Fannys Ehe.

Fannys Mann vernachlässigte seine Frau. Er war ein intensiv arbeitender Mann, der scheinbar seine Zeit gleichmäßig auf seine Arbeit und sein Heim verteilte, aber diese Verteilung konnte auch so formuliert werden, daß er seine Arbeit gleichmäßig auf sein Büro und sein privates Arbeitszimmer verteilte, demzufolge er nach beendetem Mittagsmahl, Kaffeetrinken und Zeitungslesen, sich in sein Arbeitszimmer begab, das er erst verließ, nachdem seine Frau schon längst schlief.

Fanny hatte sich aus irgendwelchen unerklärlichen Gründen lange Zeit in diese Ordnung der Dinge gefunden, ohne sich dagegen zu empören. Vielleicht war dies Verhalten ihrerseits nur in seelischer Trägheit begründet, vielleicht lag auch irgendeine Depression zugrunde. Fanny begriff, daß bei jenem kleinen Auftritt, zu dem der Veilchenstrauß den Anlaß gegeben hatte, sie selbst halb bewußt, halb unbewußt, an irgendetwas ganz Feines und Zartes gerührt hatte. Sie stellte zum ersten Male während ihrer Ehe fest, daß ihr Mann für den mächtigen und üppig gedeihenden Bazillus der Eifersucht nicht unempfänglich war. Jetzt hatte sie keinen größeren Wunsch, als ihm dieses starke und schnell wirkende Gift einzuimpfen. Ja — könnte ich ihn nur recht eifersüchtig machen, jubelte es in ihr ... das würde Befreiung aus dieser langsam tötenden Langeweile bedeuten. Ihre Ehe stand gerade auf der Neige, in einem stumpfen, unfruchtbaren Sumpf zu versinken, aus dem man sie vielleicht nicht so leicht würde herausziehen können. Darum mußte gehandelt werden.

*

Eine Woche nach jener Episode kam ihr Mann eines Abends in ihr Schlafzimmer, während sie vor dem Spiegel saß.

„Willst du ausgehn?“

Sie nickte ihrem eigenen Gesicht im Spiegel zu.

„Wo kommt diese Nadel her?“

Fanny blickte einen Moment zur Seite und sah, daß er eine Brillantnadel zwischen seinen Fingern hin- und herdrehte.

Fanny fühlte, wie sie errötete unter seinem starr auf sie gerichteten Blick.

Er blieb lange stehen. Ihr schien es eine Ewigkeit. Endlich warf er die Nadel auf den Toilettentisch und ging wortlos aus dem Zimmer.

*

Bald erschienen schöne rote Rosen auf Fannys Tisch, bald Bonbonnieren, zwischen den Zeitungen lagen Briefe mit stark maskuliner Handschrift auf dem Umschlag, Briefe stachen aus ihrer Tasche hervor, alles wie zufällig.

Fannys Haushaltsgeld langte kaum für all diese außergewöhnlichen Ausgaben, sie mußte Schulden und Rechnungen machen — und doch schien es ihr lange Zeit, als seien alle Mühen vergebens.

Ihr Mann schwieg hartnäckig. Daß er „sah“, darüber herrschte kein Zweifel. Schließlich trat doch eine Veränderung ein. Er betrat nie mehr ihr Zimmer und kehrte auch oft nicht zum Essen heim.

*

Es war Abend. Der dritte Tag, an dem Fanny ihren Mann nicht gesehen hatte. Sie war zu Bett gegangen, müde von allen Anstrengungen, aller Spannung. Sie lag wach und lauschte auf jedes Geräusch. Plötzlich fuhr sie auf und preßte die Hände gegen die Stirn. Hatte nicht jemand an ihre Tür geklopft? Oder hatte sie geträumt? Sie hielten den Atem an und lauschte. Ja — jetzt klopfte es wieder, fest, präzise Schläge gegen die Tür ...

Ihr Blut jagte freudig durch ihre Adern, sie lächelte, jetzt war sie plötzlich mitten im letzten Akt ihrer großen Rolle, sie fing an zu flüstern, sich zu regen — und schon klopfte es wieder.

Fanny ließ sich Zeit. Die Tür war ja verschlossen, alle Vorteile waren auf ihrer Seite. Aber plötzlich wurde irgendein Instrument zwischen den Rahmen und die Tür gebohrt. Die Tür gab nach, sprang auf und schlug hart gegen die Wand.

Ihr Mann stand im Türrahmen, mit einem Brecheisen in der Hand, ihr schien es eine Mordwaffe zu sein. Sein Blick flog durchs Zimmer. „Ist jemand hier?“ fragte er mit bebender Stimme.

Das gab Fanny Rückgrat. Sie maß ihn mit eiskalter Verachtung.

„Was sagst du?“

„Ich frage, ob jemand hier im Zimmer ist?“

„Was meinst du eigentlich?“

„Das ist wohl nicht mißzuverstehen. Ich frage dich, ob der Urheber der Brillantnadel, der Blumen, der Briefe und Bonbonnieren hier ist; da du nicht antwortetest, als ich klopfte, mußte ich selbst öffnen. Antworte mir jetzt? Ist er hier?“

Fanny blickte etwas unsicher umher. Widerstandslos entglitt das Spiel ihren Händen.

„Wer?“ flüsterte sie, und merkte selbst, wie schlecht das klang. Er trat einige Schritte näher.

„Hör jetzt mit dieser lächerlichen Komödie auf, Fanny. Ich gehe nicht, bevor ich die Wahrheit erfahren habe. Hast du mich verstanden?“

Fanny wußte nicht, was sie sagen sollte, wußte nicht, ob er ihrer Erklärung glauben würde. Gegen ihren Willen fing sie an zu weinen ... „Soll ich deine Tränen als ein Geständnis ansehen?“

Da weinte sie heftig und nervös — und mitten unter Tränen und Schluchzen kam das wahre Bekenntnis ...

Er hörte ihr zu, während er sie unverwandt anblickte. Er verstand und begriff, daß sie die Wahrheit sprach, aber es wurde doch schwer, ihr die Unruhe und die Qualen all dieser Tage zu verzeihen. Schließlich sagte er:

„Ich gebe zu, daß ich mich stark mit meiner Arbeit beschäftigt und mich nicht um dich gekümmert habe, — aber jetzt hast du mir ja eine teure Lexion gegeben — und dann ist da noch etwas, — was du mir bis jetzt noch nicht erklärt hast, die Sache mit dem Veilchenstrauß, Fanny? Welche Erklärung hast du dafür? Der gehörte doch noch nicht zu deinem Arrangement?“

Da lächelte Fanny matt: „Den Veilchenstrauß — habe — ich — von dem Abteilungschef im Kaufhaus bekommen — ein ekelhafter Kerl nebstbei — ich kann ihn nicht ausstehen — — —“

Deutsche Anekdoten.

Der deutsche Bauer.

Grimmelshausen erzählt: „Ich wurde einstmals mit einer Partei von der Götzischen Armee, die damals zur Neustadt auf dem Schwarzwald lag, in die Schwabenheit kommandiert. Da kriegten wir einen Bauer, der uns den Weg am Bodensee weisen mußte. Diesen fragten wir zum Spaß, ob er schwedisch oder kaiserlich sei? Er aber dachte: sagst du kaiserlich, so geben sich diese für schwedisch aus und räumen dir den Buckel ab; sagst du aber schwedisch, so widerfährt dir's abermal; antwortete deswegen, er wisse es nicht.

„Schelm“, sagte ein Reiter zu ihm — denn damals waren wenig redliche Leute, weil die Soldaten die Bauern Schelmen nannten, daß sie es hörten, und hingegen die Bauern die Soldaten Diebe schalten, wenn sie es nicht hörten — „du wirst ja wissen, wem du zugehörst!“ —

„Nein, Ihr Herren,“ antwortete der Bauer, „dies ist ohne Gefahr nicht zu sagen, ich sei denn auf meinem Mist.“

Darauf sagte der Offizier: „Wenn du mir die Wahrheit be-

kennst und sagst, wie es dir ums Herz ist, so will ich dich gleich wieder deines Wegs laufen lassen; wo nicht, so mußt du im Bodensee" — neben welchem wir eben vorbeiritten — „ohn' alle Barmherzigkeit ersaufen."

Der Bauer antwortet: „Ich hab mein Lebtag gehört, ein Ehrlicher von Adel, wie ich euch für einen ansehe, halte sein Wort; darum will ich um so mehr auf solche Parole die Wahrheit sagen — wann ich deren nur versichert bin — und lebendig davon komme, als still schweigen oder gar lügen und im See ersaufen."

„Ein Schelm ist, der sein Wort nicht hält!" antwortete der Offizier.

Da sagt der Bauer: „Es bleibt dabei! Was aber meine Affektion anbelangt, so wollte ich wünschen, die kaiserlichen Soldaten wären eine Milchsuppe so groß als dieser See, und die Schwedischen wären die Brocken drein, alsdann möcht der Teufel sie miteinander auffressen."

Das gab bei uns ein Gelächter und dem Bauern wieder die Freiheit."

Das Testament.

Jeremias Gotthelf erzählt dieses: „Schon manche haben einige bei dem Tode eines Menschen angewandte Minuten wohlhabend gemacht. Die Erben sind oft nicht gleich bei der Hand, und wer sich nicht fürchtet, aus dem noch nicht erkalteten Hosensack die Schlüssel zu nehmen, kann bis zu ihrer Ankunft viel auf die Seite schaffen. Fatal ist's, wenn der Verstorbene so plötzlich von hinnen gerufen wird, daß er für die, welche zunächst um ihn sind, nicht testamentlich sorgen konnte, und das geschieht oft; denn solche Leute testieren nicht gerne, sie hoffen noch der Tage viel.

Aber auch da wußten sich einmal schlaue Leute wohl zu helfen. Sie schleppten den Gestorbenen in eine Rumpelkammer, und in das noch nicht erkaltete Bett legten sie einen vertrauten Knecht, setzten ihm die Nachtkappe des Gestorbenen auf und liefen nach Schreiber und Zeugen. Schreiber und Zeugen setzten sich dann an den Tisch am Fenster, rüsteten das Schreibzeug und probierten, ob guter Wein in den weißen Kannen sei. Unterdessen ächzet und stöhnet es im dunkeln Hintergrunde hinter dem dicken Umhang, und eine schwache Stimme frägt, ob der Schreiber nicht bald fertig sei — es gehe nicht mehr lange mit ihm. Der Schreiber nimmt hastig das Glas vom Munde und dagegen die Feder und läßt diese flüchtig übers Papier gleiten, aber immer halblinks schauend, wo das Glas steht.

Da diktiert leise und hustend die Stimme hinter dem Umhange das Testament, und der Schreiber schreibt, und freudig hören die Anwesenden, wie sie Erben würden von vielem Gut und Geld. Aber blasser Schrecken fährt über ihre Gesichter, und faustdicke Flüche quellen ihnen im Halse, als die Stimme spricht: „Meinem getreuen Knecht aber, der mir so viele Jahre treu gedient hat, vermache ich 8000 Pfund."

Der Schalk im Bette hatte sich selbst nicht vergessen und bestimmte sich selbst seinen Lohn für die gut gespielte Rolle.

Er war aber noch bescheiden; er hätte sich gut zum Haupterben machen können, und was hätten die anderen sagen wollen?"

Adam und Eva heutzutage.

Man sitzt bei Tisch. Die junge Edith ist neben den Weltverächter, einen Professor der Schulweisheit, gesetzt worden. Er versucht fortgesetzt, dem jungen Mädchen durch allereli mehr oder minder geistreiche Aussprüche zu imponieren, so daß sie einen recht schweren Stand hat. Immer sehnsüchtiger werden ihre Blicke nach dem andern Tischende, wo die Jugend sitzt und von dem jungen hübschen Referendar mit allerlei Schnurren köstlich unterhalten wird. Wie konnte man auch nur auf den Einfall kommen, ihr diesen alten Junggesellen als Tischherrn zu geben? Nein, sie wird diesen Hagestolz bestimmt nicht in Hymens Ketten legen. Jetzt räuspert er sich, da ihm die Unaufmerksamkeit seiner jungen Tischdame auffällt. Er muß sie durch irgendeine besonders geistvolle Bemerkung fesseln, das sieht er ein. Glücklicherweise ist sein Repertoir in diesen Dingen groß. „Schon Tolstoi," sagt er, „hat die Bemerkung gemacht, daß alles Schlechte und Böse in der Welt von den Frauen herstammt." — Edith sieht ihn freimütig an. „Ja, die Männer stammen ja bekanntlich auch von den Frauen!"

Damit vertieft sie sich in die marteriellen Genüsse und legt diesen hoffnungslosen Trottel gründlich ad acta.

Diese offenkundig bewiesene Gleichgültigkeit machte dem eingebildeten Hagestolz Eindruck. Er fing an, sich um die junge Dame sehr lebhaft zu bemühen, und die Stadt begann sich über sein Interesse zu unterhalten. Plötzlich fiel es auf, daß er ihre Gesellschaft nicht mehr aufsuchte. Ein Bekannter fragte ihn einmal bei einer günstigen Gelegenheit: „Sag mal, wie kommt es eigentlich, daß man dich nie mehr mit Fräulein Edith zusammensieht? Wir haben gedacht, du hättest die ehrliche Absicht, dich mit ihr zu verloben?" — „Nun, da habt Ihr gar nicht so falsch gedacht, aber, als ich das letzte Mal mit ihr sprach, sagte sie etwas, wodurch ich jedes Interesse für sie verloren habe." — „Was hat sie denn gesagt?" — „Sie hat Nein gesagt!"

Wahrscheinlich um seinen Kummer etwas zu betäuben, ließ der Hagestolz sich jetzt häufig und imer häufiger am Stammtisch sehen, den er früher verachtet hatte. Er fand auf einmal, daß Gespräche unter Männern doch auch manchen Reiz hätten. Eines Tages traf er einen Jugendfreund, den er lange nicht gesehen hatte. „Bist du eigentlich noch immer mit Fräulein Braune verlobt?" war eine seiner ersten Fragen. — „Nein!" — „Na, Gott sei Dank. Wir alle konnten auch gar nicht begreifen, was du eigentlich mit der wolltest. Sie ist doch ebenso dumm, wie sie häßlich ist." — „Wenn Ihr mir doch das gesagt hättet, ehe wir heirateten!" bemerkte der Freund vorwurfsvoll. Ich will dir nur eine kleine Geschichte von meiner Frau erzählen, die sie ein wenig charakterisiert. Sitzen wir am vorigen Sonntag beim Frühstück; da sagt sie plötzlich vorwurfsvoll: „Mein Gott, wie du wieder aussiehst! Du hast ja das ganze Gesicht voller Bartstoppeln!" — „Aber liebes Kind," sagte ich, „wir haben doch neulich ausgemacht, daß ich mir einen Vollbart stehen lassen soll, damit wir sehen, ob mich ein Vollbart kleidet." — „Nun ja," sagt sie, „aber deshalb hättest du dich heute, am Sonntag, doch wenigstens rasieren können!"

Da alle Plätze im Lokal besetzt sind, nimmt nach einer Weile ein hinen unbekannter eHrr am Stammtisch Platz. Da er einen sehr netten Eindruck macht, kommen sie mit ihm ins Gespräch und sie unterhalten sich über alle Dinge. Zwischen Himmel und Erde, so daß die Zeit rasch verstreicht und die Polizeistunde da ist, ehe sie sich versehen. Seufzend sagt der Freund: „Ja, jetzt müssen wir leider aufbrechen", und zu dem liebenswürdigen Fremden gewandt, fügt er hinzu: „Was sagt denn Ihr Frau eigentlich, wenn Sie so spät nach Hause kommen?" — „Nichts," erwiderte der Fremde, „ich habe nämlich keine." In fassungslosem Staunen starrt der Freund ihn an: „Aber warum in aller Welt bleiben Sie denn hier so lange sitzen?"

Der Fremde schmunzelte. „Ich habe einen Bekannten," lachte er, „der ist jetzt dreißig Jahre verheiratet. Neulich sagt er zu mir: Die letzten zwanzig Jahre bin ich jeden Abend bei meiner Frau zu Hause gewesen." — „Das kann man doch wirklich Liebe nennen." sagte ich gerührt, „deine Frau muß sehr glücklich sein!" — Natürlich," sagte er, „s i e hat ja keine Gicht!"

Ostereier.

(Nachdruck verboten.)

A jedes Jahr verschteckt Brofessor Meier
Fier seine Enkelginder Ostereier.
Doch diesmal hat's dr alte Herr fierwahr
Besonderschschwer gemacht dr gleenen Schar.
De Ginder grabbeln 'rum in allen Ecken
Un genn gee eenzches Osterei entdecken,
Se gucken ins Glavier, in jede Vase,
Durchwihln äs Sofa — närchends war dr Hase.
De Eiersucherei gommt nich vom Fleck.
Da blötzlich gricht dr Großbabba ä Schreck
Un sagt bedäbbert: „Ach, du meine Giede!
Ich habb se ja noch draußen in dr Diede."

Lene Voigt.

Aus aller Welt.

Ein Filmverbot in Japan. Ein phantastischer amerikanischer Film, in dem eine „Märchenkönigin" vorkommt, die dem Thron zugunsten der Republik entsagt, wurde von der japanischen Zensur in Tokio verboten als untauglich und demoralisierend. Die Zensur in Japan ist immer sehr streng gewesen. Vor einigen Jahren wurde eine Molière-Komödie als unerwünscht bezeichnet, weil darin die Respektlosigkeit der Frau gegenüber dem Ehegatten allzu sehr in den Vordergrund trete. Das Stück stand im Gegensatz zu den japanischen moralischen Begriffen.

Thomas Manns „Die Buddenbrooks" in dramatischer Bearbeitung. Im Buddenbrook-Hausel in Lübeck, dem Stammhaus des alten, durch Thomas Manns Roman berühmt gewordenen Geschlechts, werden mit Zustimmung und in Anwesenheit des Autors demnächst einige Abschnitte des Romans durch alteingesessene Lübecker Bürger in dramatischer Bearbeitung aufgeführt werden. Es scheint demnach, daß sich die Lübecker Patrizierfamilien mit ihrem berühmten Landsmann, dessen freimütige Schilderungen der heimatlichen Verhältnisse lange Zeit starkes Mißfallen bei ihnen erregt hatte, nunmehr ausgesöhnt haben.

Fröhliche Ecke.

Anekdote vom alten Kaiser. Ueber die Einfachheit und Sparsamkeit Kaiser Wilhelms I. ist schon viel geschrieben worden, doch dürfte nachfolgende kleine Episode, die mir von dem langjährigen Leibdiener des Kaisers, Hermann E s c h b a c h, erzählt wurde und den Vorzug hat, wahr zu sein, noch unbekannt sein.

Der Kaiser war aus irgendeinem Anlaß in einer Stadt und befand sich zu Pferde. Der Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich III., ebenfalls zu Pferde, reitet auf den Leibdiener zu und sagt: „Fritz, geh doch mal zum Kaiser und frage ihn, weshalb er die gestopften Hosen angezogen hat, was soll denn das Volk denken."

Fritz, der Leibdiener, der seinen kaiserlichen Herrn kannte, sagte: „Vielleicht haben Kaiserliche Hoheit die Gnade, Majestät selbst zu fragen."

Der Kronprinz, der seinen kaiserlichen Vater aber noch besser kannte, sagte nur: „Ich werde mich schön hüten."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter R o b e r t S t y r a, Poznań.